Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 24 (1934)

**Heft:** 42

Artikel: Zu Jeremias Gotthelfs 80. Todestag (22. Oktober 1934)

Autor: Keller, Helene

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-646030

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 17.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der bernischen Wirtschaft helfend und Opfer bringend zur Seite.

Auf 1. Januar 1882 trat eidgenössisches Banknotenrecht in Kraft. Die neuen Noten gelangten ab August 1883 zur Ausgabe und ersetzten in kurzer Zeit die alten kantonalen.

Die großen Weltereignisse bis und mit dem Weltfriege spiegeln sich deutlich im Geschehen der Bank wieder. Nicht minder bedeutsam waren die Einflüsse der kantonalen Politik. So war und ist die Rantonalbank an der 1897 einsehenden Eisenbahnbauperiode wesentlich beteiligt. Sie schuf Linien, die unter der Bezeichnung "Dekretsbahnen" dem Bernervolk nur zu bekannt sind. Dr. Egger urteilt darüber: "Die Dekretsbahnen haben mit einigen Ausnahmen wirtschaftlich ihre Erwartungen erfüllt und die durchzogenen Rantonsteile reich befruchtet. Sie wurden auch zu einem Symbol der Einheit des Rantons. Finanziell jedoch sind sie unter dem Einfluß des Weltkrieges und seiner Folgen sowie der Wandlungen im gesamten Transportwesen (Automobilkonkurrenz) zu einer Enttäuschung und schweren Beslastung geworden."

Die dem Weltkriege und der Nachtriegszeit gewidmeten Kapitel der Eggerschen Denkschrift lesen sich mit besonderem Gewinn. Wir erleben diese Zeiten in Gedanken nochmals und denken mit Grauen daran, daß sie sich je wiederholen könnten.

Ein Wort noch über die Gebäude, in denen die Bank seit ihrer Gründung ihre wichtigen Aufgaben erfüllte. Das Salgkammergebäude an der Brunngasse haben wir bereits kennen gelernt. 1835 bereits siedelte die Bank in das Stiftgebäude über. Hier blieb sie bis 1861. Die nächsten sechs Jahre war sie an der Judengasse (der heutigen Amthausgasse) in Miete, bis sie 1869 im Haus Nr. 8 an der Bundesgasse in ein eigenes Haus ein= ziehen konnte. Der zunehmende Platbedarf führte zum Erwerb des der Aftiengesellschaft "Gesellschaftshaus Museum" gehörenden Gebäudes Bundesgasse= Schauplatgaffe Bärenplat, dem unserer Generation wohlvertrauten stattlichen Bau mit den acht Statuen berühmter Berner von Bildhauer Robert Dorer. Die berühmten Berner sind: Albrecht von Haller, Niklaus Manuel, Sans von Sallwyl, Adrian von Bubenberg, Thuring Frikart, Samuel Frisching, Hans Franz Nägeli und Schultheiß Steiger.

Diese Statuen hervorragender Berner seien der Kanstonalbank und ihren Leitern das Symbol für tatkräftige Weiterarbeit in schwerer Zeit. Wir entbieten ihnen dazu ein herzlich Glüdauf ins zweite Jahrhundert!

Dr. 3. D. Rehrli.

### Jeremias Gotthelf.

Von Ernst Oser.

Sein Denkstein grüßt vom Straßenrand Jur Hast der Zeit herab Und an des Gotteshauses Wand Träumt schlicht und grün sein Grab.

Verstummt sein Mund. Lang ist's schon her, Seit er gewirkt, gelebt, Seit ihn sein Alltag, froh und schwer, Erfüllt und warm umwebt.

Doch ist's, als ob sein Fuß noch ging' Im Dorf von Hof zu Haus, Als ob sein Auge noch umfing' Das Land talein, talaus.

Was er erschaut und was ihm dort Sein Denken still beschert, Das alles schuf er uns zum Hort, Lichthell und goldeswert. Was er uns gab, macht unsern Tag Noch heute tief und reich, Die Zeit spürt seines Herzens Schlag Der längst vergang'nen gleich. Und wundersame Weisheit quillt Aus seinem Born zumal, Sie macht uns alle frohgewillt

Zum Gang durchs Erdental.
Sein Denkstein mahnt das Bolk, das Land An höchstes Gut und Hab', Laut predigt an der Kirchenwand Zu uns sein stilles Grab.

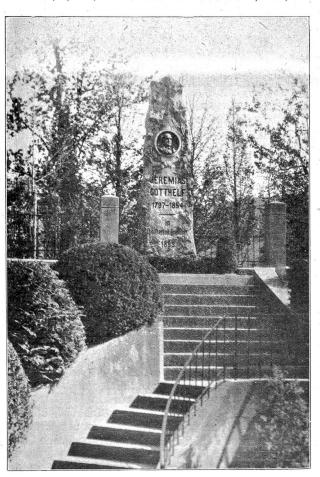
## Zu Jeremias Gotthelfs 80. Todes-

tag. (22. Oktober 1934.)

Das Leben ist eine Flamme Gottes, einmal läßt er sie auch brennen auf Erden, dann nicht wieder. (Aus "Anne Bäbi Jowäger".)

Am 22. Oftober sind es achtzig Jahre her, seitdem Albert Bitius — Ieremias Gotthelf in Lühelflüh einzing in die Heimat, "wo fein Wandern, kein Wechsel mehr ist, wo man nicht mehr Pilger und Fremdling ist, sondern Bürger im von Gott erbauten Reiche." (Jakobs Wanderungen.)

Geboren am 4. Oktober 1797 im deutschen Pfarrhaus 3u Murten, fiel seine Geburt in eine unruhvolle, wild-



Das Jeremias Gotthelf-Denkmal in Lützelflüh.

bewegte Zeit für sein Baterland. Ob dies schuld war an seinem heftigen, wilden, gewaltigen Temperament?

Als er siebenjährig war und schon zur Schule ging (sein damaliger Lehrer saste von ihm: "Der Ropf wäre gut, doch die Füße kann er nie still halten"), wurde sein Bater als Pfarrer nach Uhenstorf versett. Hier lernte der junge Albert das Landleben von Grund auf kennen, was für das spätere Leben und seinen Beruf als Pfarrer und Schriftsteller äußerst wichtig und wertvoll war. 1812 kam er in die Literarschule nach Bern, um zwei Jahre später in die dortige Akademie einzutreten. Die ersten drei Jahre waren dem Studium der Philosophie, alten Sprachen, Mathematit und Physik gewidmet, nachher begann das eigentliche Theologie-Studium. In einer kurzen Selbstbiographie erzählt Gotthelf aus jener Zeit: "Hier (Akademie) brachte ich drei Jahre in der sogenannten Philosophie sehr fleißig zu, trieb alte Sprachen, Mathematik, Physik, wo I. R. Wyß (sein Lehrer) besonders freundlich und väterlich sich meiner annahm. Meiner Mutter selig sagte er einmal: Sagt doch Euerm Sohne, er solle schöne schrieben lernen, er schreibt wie eine Sau. Läßt er mal was drucken, besonders in Deutschland, so hat er ds Schinders Berdruß. Ia wolle, antwortete meine Mutter, das wird er wohl sa blybe. Mi cha nit wüsse, sagte Wyß."

Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte waren seine Lieblingsfächer, währenddem ihm die alten Sprachen wesniger Bergnügen machten. In den Ferien half er daheim tapker in Haus und Feld, wohür er sehr praktisch vers

anlagt war.

Nach seinen Studienjahren in Bern, erhält er im Sommer 1820 die Konsekration und zur gleichen Zeit wird er zum Vikar seines Vaters in Uhenstorf ernannt; schon im Frühling darauf reist er jedoch an die Universität nach Göttingen, wo er zwei fruchtbare Semester verbleibt. Ueberall gewinnt er die Sympathie seiner Mitstudierenden wegen seines vornehmen, fröhlichen Charakters, seiner Offenheit und Freundestreue; jede Gemeinheit stöht ihn ab, Unsgerechtigkeit macht ihn wild.

Von Göttingen aus unternahm er zwei Studentenfahrten, das erst Mal nach Hamburg und Lübeck, das zweite Mal (als Abschluß seiner Göttinger=Zeit) mit zwei Freunden durch Preußen und Sachsen. Dann kehrt er als Vikar nach Uhenstorf zurück. Sier beschäftigt er sich hauptsächlich mit dem Schul= und Armenwesen; denn wie "jedem guten Schweizer lag ihm die Rödagnoist im Alut" (Muret)

Schweizer, lag ihm die Pädagogik im Blut". (Muret.) Nach dem Tode seines Vaters, 1824, verläßt er Uhenstorf und kommt als Vikar nach Serzogenbuchsee. Hier macht er viele Hausbesuche und lernt so das Volk, das Familienleben bis ins Innerste, bis "ins Kuchigänterli und in den hintersten Stallwinkel" kennen. Hier macht er die Bekanntschaft Ioseph Burkhalters von Niederönz, des einsachen, geistig sehr hochstehenden Bauernsuch Amtsrichters; die Freundschaft mit diesem Bauernsphilosophen blieb eine treue, lebenslängliche.

Wie in Uhenstorf, so sette Bihius sich auch in Herzogenbuchse mit aller Kraft für die Berbesserung des Primarschulwesens und des Lehrerstandes ein. Sein mutiges, uneigennühiges Einsehen dafür hatte seine Abberusung von Herzogenbuchse zur Folge (denn "lieber ließ er lich brechen als biegen"), gleichzeitig aber auch die ehrenvolle Versehung nach Vern als Vikar an die Heiligeistsfirche (1829), wo er zugleich zum Inspektor der Schulen der obern Stadt gewählt wurde.

Ende 1830 wurde er zum Bikar des greisen Pfarrers Fastnacht in Lütelflüh ernannt. Es war ihm eine große Erleichterung, die Stadt zu verlassen, wenn er auch zusgeben mußte, daß sein dortiger Aufenthalt trotz vielem Unangenehmen für ihn in mancher Beziehung doch sehr wertvoll und nühlich gewesen war.

So machte er sich denn am 1. Januar des Jahres 1831 zu Pferd auf nach seinem neuen Wohn= und Tätig- keitsort, nachdem er mit den Seinen in Bern "geneujahret"

hatte, nach Lühelflüh, wo er nun den übrigen Teil seines Lebens, eine ungemein reiche und gesegnete Zeit, verbrachte, wo er eine Familie gründete und seine letzte Ruhestatt



Jeremias Gotthelf.

Nach dem Gemälde von J. F. Dietler.

finden sollte, nach Lükelflüh, das durch ihn, den einfachen Pfarrer, in ganz Europa bekannt wurde. Hier entstanden alle seine Werke, die ihn zum wahren Volksschriftsteller machten. Er bekennt zwar einmal, wenn er jeden zweiten Tag hätte einen Ritt unternehmen können, so hätte er nie zu schreiben angefangen! Sein Temperament mußte sich irgendwo austoben.

Nach dem Tode seines alten Borgesetten, wurde Bitzius im Jahre 1832 dessen Nachfolger im Pfarramt, und im folgenden Jahre verheiratete er sich mit dessen Enkelin, Henriette Zeender, einer Berner Professorentochter, in der er eine feine, verständnisvolle Gefährtin fand; sie war ihm, als er zu schreiben ansing, die "Oberzensorin" seiner Werke, sie las jedes Manustript durch, bevor es zum Berleger kam und kritisierte, wo sie es für nötig fand. — Die Hochzeit fand in Wynigen statt und wurde vom dortigen Pfarrer Farschon eingesegnet, der 21 Jahre später Gotthelf auch die Leichenrede hielt.

Das Pfarrhaus in Lühelflüh sah ein glückliches, harmonisches Familienleben; mit den Iahren erblühten drei Kinder darin, zwei Töchter und ein Sohn, der nachmalige Regierungsrat und Erziehungsdirektor Albert Bizius. Auch Bizius' Mutter beschloß hier ihren Lebensabend, wo sie mit viel Liebe umgeben wurde, und auch seine ältere Stiefsschwester Marie — die zwei Geschwister waren einander sehr zugetan — fand hier eine zweite Heimat.

Her in Lügelflüh wurde Albert Bitius zu Jeremias Gotthelf. Der Name der Sauptperson des "Bauernspiegels" (entstanden 1836), seines ersten Romans, sollte sein Autorensame werden und bleiben. Hier wurde er zum Sänger des Bauerntums, zum Helfer der Armen und Unterdrückten, zum Verbesserer der Volksschulen, zum Prediger des Bolkes.

Er half, wie und wo er konnte, sparte am eigenen Leben ab, um helfen und geben zu können. Er konnte wettern und donnern, wenn ihm etwas mißsiel oder ungerecht schien und nahm kein Blatt vor den Mund, er hatte einen "verfluchten Zwänggring", wie er selbst bekennt, aber im Grunde des Serzens blieb er immer der große, gütige Mensch, dem Selfen, Gutestun sein Lebenselement war. Er war ein Christ der Tat, kein Kopfhänger, offen und heiter. "Ich fand mich sicher nie frömmer, als wenn ich so recht fröhlich im Gemüte war."

Von Gestalt war er mittelgroß, sein Körper zeugte von Kraft und Rüstigkeit. Braune krause Haare umrahmten seine hohe Denkerstirne. Seine funkelnden Augen waren voll Leben, Tiefe, Schalkhaftigkeit und Güte, und sein kluger Mund sprach von unendlich viel Verstehen, feinem Humor, geistiger Ueberlegenheit. Das Gesicht war gebräunt von Lust und Sonne, denn er war kein Stubenhocker, und er hatte seine, sprechende Hände. Wohl das beste Vild, das von ihm besteht, ist dassenige vom Solothurner Dietzler, der Gotthelf um das Ende der Dreißiger Jahre malte und das selbst des Gemalten scharfe Kritik aushielt.

Dieser kräftige, lebensvolle Mann, der seit mehr als 25 Jahren keinen Tag im Bett zubringen mußte, fühlte sich im Jahre 1851 plöhlich in seiner Gesundheit geschwächt, hatte geschwollene Füße, dann kamen fortwährend Katarrhe hinzu, auch Serz und Leber waren angegriffen. Eine nötig gewesene Diät befolgte er nicht, und eine Jodkur, die er wegen eines beginnenden Kropfes anwandte, verschlimmerte seinen allgemeinen Zustand noch. Er spürte selbst, daß etwas nicht mehr stimmte und schrieb im Oktober 1852 an seinen Freund Sagenbach, er wisse nicht, woher das rühre, ob das eine Alterserscheinung sei oder ein Nachlassen der Kräfte nach der Zeit der großen Anspannung, die Arbeit wolle nicht mehr, wie gewöhnlich, vorwärts gehen, er habe diesen Sommer fast nichts getan von dem, was er hätte machen sollen und wollen.

Es war wirklich so: sein überarbeiteter Organismus verlangte Ruhe und fing an, den Dienst zu versagen. Gottshelf trug schon lange die Ahnung eines frühen Todes in sich. "Wir aus der Familie Bitius werden nicht alt", sagte er eines Tages zu seiner Frau, "ich muß daher arbeiten, solange es Tag ist." Und er stürzte sich wieder mit aller Kraft in die Arbeit, um ja nichts zu versäumen. Einmal, als er von seinem Lieblingsplat aus dem Untergang der Sonne zusah und einem seiner Kinder die erbetene Erslaubnis zu einem Spaziergang gegeben hatte, fügte er voller Wehmut hinzu: "Und ich gehe langsam die unten an den Garten." Die Seinen verstunden den schmerzlichen Sinn dieses Wortes, denn am Ende des Gartens liegt der Friedhof.

Im Sommer 1853 wurde ihm eine Rur im Gurnigelbad verordnet, in welche Berordnung sich Gotthelf nur ungern schickte, war es doch überhaupt die erste Kur seines Lebens. Dieser Aufenthalt war dem Tätigen langweilig und eine große Geduldsprobe, umsomehr, da das Wetter sehr schlecht war. Seine Angehörigen fürchteten daber, die Rur habe ihm mehr geschadet als genütt, er jedoch erklärte, sie habe ihm neue Kräfte zum Arbeiten gegeben, und er hoffte auf einen Winter voll emsigen Schaffens. Aber er täuschte sich über seinen wahren Zustand hinweg. Im Jahr 1854 zeigten sich klar und deutlich die Symptome einer Wassersucht. Es kam nun häufig vor, daß er während des Essens oder der angeregtesten Unterhaltung einschlief. Zu seiner großen Erleichterung schidten ihn die Aerzte diesmal nicht fort, sondern er durfte zu Sause bleiben und hier eine Rur mit Riffingen-Waffer durchführen. Die vielen Besuche, die sich auch in diesem Jahre wieder einstellten, hinderten ihn an der so nötig gewesenen strengen Durchführung ders selben und Einhaltung der Diät. Eine große Freude wurde ihm in dieser Zeit durch den Besuch seines Berlegers Springer aus Berlin zuteil, dem er stolz und freudig sein ichones, geliebtes Emmental zeigte.

Der schöne Sommer von 1854 tat ihm allenthalben

gut und fraftigte seine Gesundheit so, daß er es wagen konnte, mit Freunden eine kleine Bergtour zu unternehmen. Auch konnte er das Predigen wieder aufnehmen, das ihn eine Zeitlang zu sehr ermüdet hatte. Noch eine große Freude durfte er erleben: die Verlobung seiner ältesten Tochter Henriette mit seinem Kollegen von Sumiswald, dem Pfarrer Ruetschi. Um 4. Oktober feierte er heiter im Rreise seiner Lieben den 57. Geburtstag. Aber am 10. Oftober erfältete er sich bei einem Krankenbesuch so heftig, daß er Blut speien mußte. Er schrieb seinem Arzt und erklärte ihm seinen Zustand, bat ihn aber, den Seinen nichts zu sagen, um sie nicht zu beunruhigen. Sofort erschien der Doktor bei ihm und verordnete ihm strengste Ruhe, doch konnte er ihn nicht dazu bringen, das Bett zu hüten. Da er Gotthelfs Zustand äußerst ernst fand, sah er sich verpflichtet, dessen Angehörige doch davon zu unterrichten. Am 14. Oftober, einem nassen Tag, wohnte Bitius noch einer Armensitzung im nahen Schulhaus bei.

Da das Blutspeien zunahm, wurde zu einem Aberlaß geschritten, der dem Kranken einige Erleichterung verschaffte; es kam nun aber ein heftiger Fieberanfall, der ihn zwang, im Bett zu bleiben. Das Reden wurde ihm immer besichwerlicher, aber sein Geist blieb zwischen den Fieberanfällen munter und flar, und er beschäftigte sich fortwährend mit Unliegen seiner Gemeinde und der Armenkommission. Er bat auch, daß man ihm die Zeitungen vorlese und sprach von Reisen und Ausflügen. Er bekam viele Besuche, die ihn aber ermüdeten. Auf einmal wünschte er seinen Sohn Albert, der in Lausanne seinem Theologie=Studium ob= lag, zu sehen, und man mußte ihm schreiben, daß er so= fort komme. Freudig und herzlich wurde er beim Seim-tehren von seinem schwerkranken Bater begrüßt, der sich sehr über sein Lausanner=Semester interessierte und ihn dar= über befragte und seine Zukunft mit ihm besprach. Am 20. Oktober stellte er noch pfarramtliche Zeugnisse aus und machte noch einige Späße dazu, am 21. unterhielt er sich wie immer mit den Seinen und scherzte mit seinen zwei befreundeten Aerzten, die ihn am Nachmittag besuchten. Am Abend aß er etwas Weniges und plauderte mit seiner Gattin wie gewöhnlich. Die Nacht darauf war nicht schlim= mer als die frühern und verlief ohne Zwischenfall. Aber gegen Morgen verlor er plötzlich das Bewuttsein und nach turzer Zeit endete ein Schlagfluß sein irdisches Leben. Er durfte, wie sein "Großvater", dessen Sterben er in so ergreifenden, schlichten, schönen Worten geschildert, auch an einem Sonntag und ohne Schmerzen hinüberschlummern. Ein solch leichter, schneller Tod war eine Gnade für seine ungeduldige, lebhafte Natur, die nur Schaffen und Bewegung kannte, "ber, der da gerufen hat, ist weiser als wir und hat zur rechten Zeit gerufen, nicht zu früh, nicht zu spät, und gar manchmal wird nach Tagen und Jahren es dem Menschen geoffenbaret, wie weise und gütig der Berr gewesen, daß er gerade in jener Stunde gerufen habe und in keiner andern. Am flarsten wird dieses aber immer dem Gerufenen sein, wenn der Berr ihm sein Auge öffnet über sein neues Leben." (Aus einem Brief an Burthalter.)

Am 25. Oftober wurde der Pfarrherr von Lügelflüh zu Grabe geleitet, ein großer Leichenzug begleitete ihn zur letzen Ruhestätte, die sich bei der Kirche neben dem Grabe seiner Mutter befindet. Acht Zöglinge aus der Armenanstalt Trachselwald trugen den Sarg ihres großen Wohltaters und väterlichen Freundes. Sein greiser Freund Farschon aus Wynigen hielt, wie schon erwähnt, die Trauerrede.

Seine Gattin ließ auf sein Grab einen schlichten Stein sehen, der jeht mit Efeu umrankt ist und die Inschrift trägt: Sier ruht im Frieden Gottes: Albert Bikius — Ieremias Gotthelf von Bern, während 22 Jahren Pfarrer dieser Gemeinde. Geb. den 4. Oct. 1797. Gest. den 22. Oct. 1854. 1. Cor. XV. 54. 55. Der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod, wo ist dein Stackel? Grab, wo ist dein Sieg? —

Sprüchw. XII. 17. 19. Wer wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist, und ein wahrhaftiger Mund besteht ewiglich."

Ja, "ein wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich". Heute, nach achtzig Iahren, wissen wir besser noch als die damalige Zeit, daß des Großen Werk und Wort Ewigkeitswert hat. "Die wahre Kraft wird ihre Gewalt und Macht behalten, bis an der Welten Ende." Er steht wie ein biblischer Prophet vor uns und kennt auch unsere Zeit und ihre Not, wie er um alles Menschliche und Ewige wußte. "Die Gestalt der Erde geht vorüber, gleich bleibt sich das Menschensherz für und für." Wir wissen, daß er nicht nur uns Emmenstalern, uns Schweizern gehört, sondern daß er zu den ganz großen Gestalten und Deutern aller Zeiten einzureihen ist. "Das Wort ist unendlich mächtiger als das Schwert, und wer es zu führen weiß in starker, weiser Hand, ist viel mächtiger als der mächtigste der Könige."

Sein 80. Todestag fällt in eine wildbewegte, schwere Zeit der Weltgeschichte und unseres Vaterlandes. Aber er kain uns Selfer und Führer sein gerade in dieser heustigen Zeit, wenn wir auf ihn hören wollen, der geschrieben hat:

tigen Zeit, wenn wir auf ihn hören wollen, der geschrieben hat: Christus sagt uns, wo das Uebel liegt, nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde; und nicht in Revolutionen ist das Seil, sondern in der Wiedergeburt des innern Menschen.

Je höher einer steht, um so mehr ist er seinen Brüdern schuldig, um so mehr fordert Gott von ihm.

Wo die Richter nichts mehr taugen oder wo am Seiligsten der Mensch sich vergreift oder sich selbst zum Götzen macht und eigenen Götzendienst treibt, da hält Gott selbst Gericht unter Blitz und Donner.

Es ist aber nichts, das alle Bande so rasch zersett, Familien, Gemeinden, Staaten so unwiderstehlich zerstört als die kurzsichtige Selbstsucht, die von allgemeiner Wohlsfahrt und dem Zusammenhang des eigenen Wohls mit dem allgemeinen keinen Begriff hat und daher selbst nie zu einem dauernden Wohl gelangen kann.

Wer es nicht der Mühe wert findet, bessere Zeiten herbeiführen zu helfen, der ist auch nicht gut genug für bessere Zeiten.

Wie mag wohl ein Reich bestehen, wenn es uneins in sich selbst ist?

Ich halte alle Schmeichler für niederträchtige Kreaturen, für den allerniederträchtigften unter den Niederträchtigen aber den Bolksschmeichler.

Wer im Kleinen untreu ist, wird der treu im Großen werden, und, wer an Bater und Mutter, an Weib und Kindern ein Schelm ist, kann der ein Chrenmann sein gegensüber der Gemeinde oder gar dem Staate?

Wo keine Gewissen sind, aber kundige Hände, da lüpft man nicht bloß eine Geiß über Ort, sondern ein ganzes Volk.

Seit man Gott die Autorität genommen, will nun ieder Bube eine Autorität sein.

Den meisten Menschen ist an den eigenen Seelen nichts gelegen, darum auch an den Seelen der andern nichts. Das ist ein Grundübel dieser Zeit.

Die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden.

Das Ziehen und Bilben der Menschen ist die Hauptssache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel.

Ich liebe das Bolf gewiß so sehr als einer, aber es ist nicht mein Götze. Es ist mein König; aber ich will und soll ihm die Wahrheit sagen unverholen, und wenn's auch hart klingt, und viele hinter sich gehen.

Wer nun zu einer Fahne geschworen, soll zu seiner Fahne stehn und streiten je nach seiner Kraft und Berufung. Nach dem Pfunde, welches jeder empfangen, wird er gestichtet. Möglich, daß einer in des Kampses Weise sich irrt, aber nach der Treue wird er gewogen.

Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Haussmütter tun es, nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.

Wenn die Menschen einander verstünden und Liebe hätten zueinander, so wüßte der Unmündig, was gut wäre und jeder dem andern schuldig ist, und man hätte den Irrgarten von Gesehen nicht nötig, worin man je länger je weniger weiß, wo man ist, und wo der Ausweg ist.

Wohl dem, der seinem Leben einen Hauptpfeiler setz, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann! Heler.

Anmerkung der Redaktion: In der nächsten Nummer bringen wir einen Aufsat von herrn Pfarrer W. E. Aeberhardt in Arch, über "Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn".

# Der Organist von Arnstadt.

Novelle von Ernst Kurt Baer.

Gevatter Mond flutete mit uraltem Lächeln sein bleisches Licht in die Gassen und Winkel des kleinen Städtschens Arnstadt. Es war eine warme Iulinacht des Jahres 1705; der Nachtwächter mit langer Pike und Laterne machte seine erste Runde.

Aus dem Schatten des Schlosse Neided im Often der Stadt lösten sich zwei jugendliche Gestalten und wanderten langsam dem Ledermarkt zu. Der helle Mondschein, der sie nun umgab, ließ einen zwanzigjährigen Burschen im Galastaat seiner bezopften Zeit erkennen. Mit nachlässiger Würde trug er Degen und Dreispitz, unter dem schlichten, braunen Rock mit den abstehenden Schößen lugte eine silberdurchwirkte Weste hervor. Er hatte ein jugendlich volles Gesicht und leicht aufgeworfene Lippen.

"Jungfer Barbara Catharina!" wandte er sich an seine Begleiterin, die im lang herabwallenden Kleid mit kurzer, praller Taille an seiner Seite ging. "Saget mir, welcher Art die Berwandtschaft der Bachin ist, so wir kurzlich trafen!"

"Die Jungfer Maria Bärbele vermeint Ihr?" lächelte Bärbel Catharina anmutig und zog mit graziöser Hand den herabgeglittenen Schal über die Schulter.

"Ganz recht! Maria Barbara Bach!" nickte er. Bärbel Catharina blickte ihn schelmisch von der Seite an. "Ihr verinteressiert Euch wohl sehr vor sie, Herr Orsganiste von Arnstadt?"

"Was Ihr gleich denket, Base Catharina!" erwiderte er halb ärgerlich, halb verwirrt.